

---

**Formen der Selbstthematization in der vormodernen Lyrik.** Hg. von *Dorothea Klein* in Verbindung mit *Thomas Baier, Brigitte Burricher, Michael Erler* und *Isabel Karremann*. (Spolia Berolinensia 39) Weidmannsche Verlagsbuchhandlung, Hildesheim 2020. X/510 S., € 88,-.

Besprochen von **Anna Kathrin Bleuler**: Universität Salzburg, Fachbereich Germanistik, Erzabt-Klotz-Straße 1, A-5020 Salzburg, E-Mail: [annakathrin.bleuler@plus.ac.at](mailto:annakathrin.bleuler@plus.ac.at)

<https://doi.org/10.1515/arb-2023-0005>

Der Band enthält 22 Beiträge, die aus einem Kolloquium an der Universität Würzburg zum Thema „Formen der Selbstthematization in der vormodernen Lyrik (bis 1650)“ hervorgegangen sind. Ziel des Bandes ist es, Spielarten der Selbstthematization und Selbstbezüglichkeit in der Lyrik der Vormoderne von der Antike bis in die Frühe Neuzeit in ihrer Vielfalt darzustellen und systematisch zu erfassen (S. 6). Beteiligt daran sind Vertreter\*innen der Klassischen Philologie, Germanistik, Anglistik und Romanistik.

Der Anspruch, die Vielfalt historischer Formen von lyrischer Selbstthematization aufzuzeigen, bringt eine konzeptionelle Schwierigkeit mit sich: Einerseits muss ein relativ weit gefasstes Verständnis von lyrischer Selbstthematization vorausgesetzt werden, um den Blick auf die historischen Phänomene nicht im Vorhinein zu verstellen. Dies hat andererseits aber den Effekt, dass der Begriff der Selbstthematization mit dem der Literarizität zur Deckung kommen und damit seine „Unterscheidungs- und mit ihr seine Aussagekraft“ verlieren kann (Braun, S. 104).

---

15 Kling (Anm. 10), S. 55.

Manuel Braun bringt dieses Problem – in Auseinandersetzung mit Geulen / Geimer<sup>1</sup> – auf den Punkt, indem er dafür plädiert, dass Selbstbezüglichkeit so konzeptualisiert werden müsse, dass sie nicht „am Ende alle Eigenschaften der Literatur in sich aufnimmt und [damit] das Ergebnis jeder Interpretation sein kann“ (Braun, S. 104).

In diesem Spannungsverhältnis von weit gefasster Begrifflichkeit einerseits und andererseits dem Erfordernis, für den Einzelfall jeweils eine präzise Begriffsbestimmung vorzunehmen, die die Abgrenzung dessen, was unter lyrischer Selbstbezüglichkeit verstanden wird, von Literarizität als solcher umfasst, sind die Beiträge situiert. Letzteres wiederum ist Voraussetzung für die von der Herausgeberin intendierte Systematisierung der in den Beiträgen verhandelten Phänomene. Das Gelingen dieses Unterfangens hängt somit also wesentlich von der analytischen Leistung ab, die die einzelnen Beiträger\*innen in Bezug auf ihre Untersuchungsgegenstände erbringen. In vielen Fällen wird diese Anforderung erfüllt, sodass die Lektüre nicht nur aufgrund der Vielfalt der verhandelten Phänomene anregend, sondern auch in theoretisch-methodischer Hinsicht weiterführend ist. In manchen Fällen bleiben die Befunde unklar.

Gemäß dem oben Gesagten ist die von Dorothea Klein und Manuel Mildner in der Einleitung vorgenommene Begriffsdefinition von lyrischer Selbstthematization weit gefasst (S. 1–19, hier: S. 5f.). Sie beinhaltet sowohl *explizite* Formen des selbstbezüglichen Sprechens, zu der die explizite Thematisierung des Singens beziehungsweise Dichtens genauso gehört wie der explizite Bezug auf pragmatische Kontexte (auf das Publikum, die Publikumserwartung, die Aufführungssituation usw.), als auch *implizite* Formen, die „Reflexion[en] der eigenen Poetik sowie alle anderen Varianten von Reflexivität, die das Lied bzw. Gedicht als literarisches Konstrukt ausstellen“ (S. 5). Dabei zeigen Unklarheiten, die in manchen Beiträgen auftreten, dass insbesondere die Untersuchung von *impliziten* Formen der lyrischen Selbstthematization ihren heuristischen Mehrwert zuallererst daraus bezieht, dass diese im konkreten Einzelfall von anderen Typen der Fiktivität und Literarizität abgegrenzt werden.

Zu den anspruchvollsten Varianten impliziter Selbstthematization zählt nach Klein und Mildner „die Verknüpfung selbstbezüglichen Sprechens mit anderen Themen, z.B. der Liebe, in der Objekt- und Metasprache in Konkurrenz zueinander treten“ (S. 6). Was damit konkret gemeint sein kann, führt Klein in ihrem eigenen Beitrag (S. 409–430) am Beispiel zweier Reinmar-Lieder vor (MF 150,1ff.; MF 158,1ff.). Klein zeigt, dass semantische „Leer- und Unbestimmtheitsstellen“ darin eine Ambi-

---

<sup>1</sup> Vgl. Eva Geulen / Peter Geimer, „Was leistet Selbstreflexivität in Kunst, Literatur und ihren Wissenschaften?“. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 89 (2015), S. 521–533.

guität und Mehrfachgerichtetheit der lyrischen Rede erzeugen, die es ermöglichen, die Liedaussagen sowohl auf die vom lyrischen Ich geliebte Frau zu beziehen als auch „auf das Publikum des Sängers [...] und/oder die Kunst des Minnesangs als Lebensform“ (S. 16). Klein wertet die „Unterspezifikation“, die die Schlüsselwörter in diesen Liedern aufweisen, als poetisches Stilmittel, das der Liebesthematik lyrische Selbstbezüglichkeit als semantisches Potenzial einschreibt (S. 430). Diese Deutung erscheint umso plausibler, wenn man andere Minnegedichte des hohen Mittelalters einbezieht, für die entsprechende Doppelbödigkeiten festgestellt wurden.<sup>2</sup> Womöglich ließe sich dieses Phänomen über Reinmars Lyrik hinaus als charakteristische Form impliziter Selbstthematizierung für die Liebeslyrik des hohen Mittelalters profilieren.

Unklarheiten hinsichtlich der Abgrenzung impliziter Selbstthematizierung von Fiktivität und Poetizität ergeben sich dagegen zum Beispiel in Florian Kragls Beitrag (S. 195–223). Kragl interpretiert die in der Minnellyrik des 12. und 13. Jahrhunderts dominierende Kommunikationsform, welche sich dadurch auszeichnet, dass das liebende Ich nicht die Geliebte selbst, sondern Dritte (das Publikum, die höfische Gesellschaft) adressiert („Ich-Sie-Relation“, S. 195), als Voraussetzung für die Ausbildung einer Vielfalt von Formen der Selbstreferentialität und -reflexivität. Zwar ist Kragls Ansatz, das Phänomen der Selbstthematizierung für die Kunstgattung des vorgetragenen Liedes, zu der der Minnesang gehört, aus kommunikationstheoretischer Perspektive erfassen zu wollen, grundsätzlich überzeugend. Denn es gehört zu den spezifischen Eigenheiten dieser Gattung, dass sie eine komplexe Kommunikationsstruktur aufweist, die sich dadurch auszeichnet, dass beim Liedvortrag unterschiedliche Kommunikationsakte (liedinterne und -externe Kommunikation; Metakommunikation) simultan ablaufen.<sup>3</sup> Mit Recht macht Kragl darauf aufmerksam, dass diese für die Vortragskunst charakteristische Eigenheit spezifische Formen der Selbstthematizierung hervorbringt. Was seine Argumentation jedoch schwächt, ist, dass er den Begriff der lyrischen Selbstreferentialität nicht von lyrischer Rede als solcher abgrenzt, sondern diesen im Grunde mit jener gleichsetzt, indem er postuliert, dass bereits die basalste Minnekommunikationssituation, näm-

2 Vgl. z.B. Thomas Cramers Interpretation der ersten Strophen des sogenannten Zinnenwechsels (MF 8,1) aus dem Kürenberger-Corpus. Cramer zeigt, dass die Offenheit der Sprecherrollenzuweisung zur Folge hat, dass sich je nachdem, ob man die Strophe als Frauen- oder als Männerstrophe liest, ein gänzlich anderer Sinn ergibt: Als Frauenrede verstanden thematisiert sie die Minne, als Männerrede aufgefasst erscheint sie als Reflexion über die damals aufkommende, hochmoderne Frage des Urheberrechts (vgl. Thomas Cramer: „Was ist und woran erkennt man eine Frauenstrophe?“. In: ders.u.a. [Hgg.], *Frauenlieder – Cantigas de amigo*. Stuttgart 2000, S. 19–32, hier: S. 22).

3 Vgl. insbes. Valeska Lembke, *Minnekommunikation. Sprechen über Minne als Sprechen über Dichtung in Epik und Minnesang um 1200*. (Studien zur historischen Poetik 14) Heidelberg 2013.

lich die, in der sich das liebende Ich direkt an seine Geliebte richtet („Ich-Du-Relation“, S. 195), selbstreferentiell wird, wenn sie die primäre Rezeptionssituation (Autor spricht zu seiner realen Geliebten) verlässt und in eine Vortragssituation überführt wird, in der die angesprochene Person nicht anwesend ist (S. 197). Dass Kragl dieses basale Fiktivitätssignal (Diskrepanz: liedinterne/-externe Sprechsituation) als eine implizite Form der lyrischen Selbstthematizierung begreift, führt genau zu dem, wovor Braun in seinem Beitrag warnt, nämlich, dass der Begriff seine Unterscheidungs- und mit ihr seine Aussagekraft einbüßt.

Der Band ist in drei Sektionen unterteilt. In der ersten sind Beiträge versammelt, die die „Spielräume lyrischer Selbstthematizierung“ in unterschiedlichen europäischen Literatursprachen aus der Zeit der Antike bis in die Frühe Neuzeit auspekulieren (S. 21–151). Michael Erler (S. 21–34) und Bernhard Zimmermann (S. 35–43) widmen sich dem Zusammenhang von Poesie und Reflexion in der frühgriechischen Dichtung. Erler zeigt unter anderem anhand Ibykos' und Sapphos Lyrik, wie sich in dieser Zeit, in der Kunst- und Kunstreflexion keine ausdifferenzierten Diskurse darstellten (S. 22), unterschiedliche Formen der metalyrischen Reflexion in den poetischen Texten ausbilden (u.a. poetologische Metaphern, explizite Kunstreflexion). Zimmermann (S. 35–43) spezifiziert diese Entwicklung für die Chorlyrik, die anlässlich der dionysischen Festspiele aufgeführt wurde. Er zeigt zum einen, wie die Situation des Wettstreits, in der die Chorlieder ausgetragen wurden, Selbstthematizierungen begünstigt hat, indem sie die Dichter dazu antrieb, ihre Konkurrenten zu kritisieren und die eigenen Erzeugnisse positiv herauszustellen (S. 36). Zum anderen veranschaulicht er, welche Effekte diese frühen Formen der Selbstbezüglichkeit auf die sich aus der Chorlyrik entwickelnden, ihrerseits in Konkurrenzsituationen aufgeführten dramatischen Gattungen (u.a. Aristophanes) hatten.

Thomas Baier (S. 45–66) untersucht lyrische Formen der Selbstthematizierung in der römischen Dichtung und zeigt am Beispiel von Catull und Horaz, dass die römischen Dichter das griechische Erbe nicht einfach nur fortsetzen, sondern in Auseinandersetzung mit Vorbildern aus der römischen Komödie eigene, spezifisch satirisch geprägte Formen der Selbstreferentialität ausbilden.

Dietmar Rieger (S. 67–77), Brigitte Burrichter (S. 79–99), Manuel Braun (S. 101–134) und Matthias Meyer (S. 135–151) behandeln das Thema in Bezug auf die altfranzösische Trobador- und Trouvère-Lyrik sowie die mittelhochdeutsche Minnelyrik und den Sangspruch. Rieger zeigt anhand der Texte des ersten namentlich bekannten Trobadors, Wilhelm IX. von Aquitanien, dass das Phänomen der poetologischen und persönlichen Selbstthematizierung bereits den frühesten Zeugnissen der Trobador-Lyrik inhärent ist (S. 68). Burrichter wiederum steckt das Feld von der anderen Seite her ab, indem sie die Lieder des letzten Vertreters des *grand chant courtois*, Thibaut de Champagne, in Hinblick auf deren Selbstreferentialität untersucht. Nach Burrichter ist diese bei Thibaut – anders als in den Texten Wilhelms von Aquitanien – ganz vom Minnediskurs her bestimmt, denn selbstreferentielle Aussagen über das Dichten und Singen beziehen sich hier fast immer auf die Funktion, die sie für die Minnewerbung beziehungsweise die Bewältigung des Minneleids haben. Manuel Braun, dessen Beitrag durch besonders klar definierte Begrifflichkeit besticht, zeigt gattungsspezifische Erscheinungsformen von lyrischer Selbstbezüglichkeit auf, indem er Lieder der beiden großen mittelhochdeutschen Gattungen (Minnesang und Sangspruch) miteinander vergleicht und Spezifika herausarbeitet. Seine Ergebnisse bestätigen im Grunde Burrichters Befund für die deutschsprachige Lyrik: Sie zeigen, dass sich selbstbezügliche Aussagen im Minnesang gerade dadurch auszeichnen, dass sie an das Minnethema geknüpft sind, wohingegen

sie sich im Singspruch, der thematisch offen ist, an „unterschiedliche Gegenstände koppeln“ können (S. 133). Matthias Meyer stellt die von Braun ins Spiel gebrachte Gattungsgebundenheit lyrischer Selbstthematisierung anhand des gattungsgemischten Œuvres Heinrichs von Meißen auf den Prüfstand und bestätigt diese weitgehend.

Mit Gerhard Penzkofer's Beitrag (S. 135–151) schließlich erfolgt ein Sprung in die frühneuzeitliche spanische Barocklyrik (u. a. Luis de Góngora). Penzkofer zeigt, dass Selbstbezüglichkeit in diesen Texten vor allem im historischen Kontext zu begreifen ist und in enger Verbindung mit anderen poetischen Kommunikationsformen wie Parodie, Polemik und Intertextualität steht (S. 193).

Die zweite, schmale Sektion (S. 195–264) umfasst drei Beiträge, die sich mit den – je nach historischem Kontext verschiedenen – Voraussetzungen lyrischer Selbstthematisierung befassen. Neben Kragls Beitrag, der das Thema für den höfischen Minnesang des 12. und 13. Jahrhunderts unter kommunikationstheoretischen Gesichtspunkten zu fassen sucht, sind dies zwei Beiträge, die die Voraussetzungen lyrischer Selbstthematisierung für die Zeit des Renaissance-Humanismus behandeln. Tobias Dänzer (S. 225–243) untersucht ideengeschichtliche Voraussetzungen für das in der neulateinischen Dichtung (u. a. Lorenzo Valla, Angelo Poliziano) stark ausgeprägte dichterische Selbstbewusstsein und führt dieses auf die Auseinandersetzung der humanistischen Dichter mit der platonischen Inspirationstheorie zurück. Er zeigt, dass diese Auseinandersetzung mit Umdeutungen der Inspirationsbegriffe einhergeht, die die Reflexion des poetischen Prozesses und der Entstehungsbedingungen von Dichtung beförderte. Einen ganz anderen Zugang wählt Verena Lobsien (S. 245–264) in ihrem Beitrag zur englischsprachigen Renaissancedichtung (Edmund Spenser, Philip Sidney, William Shakespeare). Der Beitrag fällt inhaltlich gesehen insofern aus dem Rahmen, als Selbstthematisierung hier nicht – wie es Klein und Mildner einleitend definieren – als „Reflexion[en] der eigenen Poetik“ verstanden wird beziehungsweise als „Reflexivität, die das Lied bzw. Gedicht als literarisches Konstrukt“ ausstellt, sondern als Thematisierung der Innenwelt des lyrischen Selbst. Im Zentrum steht daher auch nicht das eigentliche Thema des Bandes, sondern die Frage nach affekt-poetischen Zusammenhängen zwischen lyrischer Introspektion und literarischer Wirkung.

Die dritte Sektion (S. 265–490) schließlich umfasst elf Beiträge, die Fallbeispiele zu unterschiedlichen thematischen Schwerpunkten präsentieren: Christian Buhr (S. 265–285), Miriam Wallraven (S. 287–302) und Emilie Sérís (S. 303–320) behandeln Aussagen von Dichtern über andere Dichter (Buhr, Wallraven) beziehungsweise über sich selbst als Dichter (Sérís) in mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Texten (Dichterkatalogen, Totenklagen, Elegien, Epitaphen). Isabel Karremann (S. 321–339) erarbeitet anhand von Edmund Spensers *The Ruins of Time* Aspekte einer postreformatorischen Poetik des Dichtergedenkens. Beate Kellner (S. 341–359) und Martha Kleinhans (S. 361–388) zeigen anhand von Liedern Walthers von der Vogelweide (Kellner) und Dante Alighieris (Kleinhans), wie Intertextualität als Medium der impliziten lyrischen Selbstthematisierung und -monumentalisierung fungieren kann. Manuel Mildner (S. 389–407) behandelt das *myse-en-abyme*-Phänomen des ‚Lieds im Lied‘ in Bezug auf den mittelhochdeutschen Minnesang (u. a. Heinrich von Morungen). Dorothea Klein (S. 409–430) untersucht implizite Formen der Selbstthematisierung in der Minnelyrik Reinmars des Alten. David Nelting (S. 431–446), Sophie Marshall (S. 447–469) und Jörg Robert (S. 471–490) loten den Zusammenhang von lyrischer Selbstthematisierung und diskursivem Kontext in Bezug auf spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Dichtungen aus (Nelting: Giacomo da Lentini; Marshall: Muskatblut; Robert: u. a. Martin Opitz).

Diese Beiträge bieten eine Fülle an Phänomenen und Beobachtungen, die hier nicht im Einzelnen referiert werden können. Sie zeigen, welch breites Spektrum lyrische Selbstthematisierungen in der vormodernen Dichtung abdecken. Hervorzuheben

ist ihre zusammenfassende Auswertung, die Klein und Mildner in der Einleitung des Bandes vornehmen (S. 18f.). Ein wesentlicher Punkt, der hierbei zu Tage tritt, ist, dass sich der Begriff der literarischen Selbstthematization nicht losgelöst von der historischen Textualität (von der Literarizität der Texte und von ihren pragmatischen und diskursiven Kontexten) definieren lässt.